

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 41

Artikel: Die Bernerbauern im Kanton Luzern

Autor: Fankhauser, A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am Bieri scho ist's finster gley,
Chuum daß no d'Wyber gich für d's Dampe;
Mareili, zündt ne doch e chly,
Ist ächt fe's Del meh i der Lampe?

Das braucht ech Gläser u Petrol
Glaub ganzi Chisten u Fässer voll.

Am Morge harzet's au e so,
Kess Sunnesträhli wott cho grüeße;
Am Siebni ist es finster no,
We d'Schuelerbursch scho uf de Grüeße;
U d'Stallaterne brönt no gäng,
Die längst Nacht ist würdig läng!

Es ist es gnue, iz hets sic dräilt,
U d's Wiednechtjindli liegt dür's Fässer,
Da Morge hets der Güggel g'träält:
Nei, Finsternis, du wirst nit Meister!
Es wacht der Tag, es churzt d'Nacht,
U d'Sonne chumt mit ihrer Pracht.

Drum wenn es wieder nachte will
Und wenn de meinft, es well nit tage,
Su hab Geduld u bis mer still
U hör mer über d's Schicksal chlage.
Die Finsternis het ihri Zyt,
Der Morge chumt, er ist nit wit.

Man sieht schon daraus, daß das Gebiet seiner Dichtung nicht groß ist; Liebesgedichte hat er aus ehrlicher Überzeugung keine veröffentlicht, weil dieser entsehlich unmoderne Mensch schon verheiratet war; aber auch sonst bleibt er bei den Frühlings- und Wintergedichten, greift irgend ein kurzes Bildchen aus dem Bauernleben heraus, den Predigtgang, das Heuen, die Märtsfahrt, verweilt aber mit besonderer Liebe bei den Kindern, denen er manches lustig zwinkende Examengedicht geschrieben hat.

Ueberliest man so dies und das aus seiner Dialekt-dichtung, so stößt einem so der Gedanke auf, daß manches vollendet hätte werden können, wenn es besser zum Ausreisen gekommen wäre. Wie manchmal wird man nicht an Hebel, an seinen „Hausfreund“ und die allemannischen Gedichte erinnert! Aber der Schwabe hatte es ein gut Stück besser. So alle Jahre einmal erschien sein Kalender, mäßig dicht, aber dafür inhalts schwer. Was der brachte, das konnte einen ganzen Sommer hindurch wachsen und reifen und was dann noch nicht vollsaftig wurde, das wurde es sicher im Winter in der Ofenecke. Aber hinter Dürrenmatt stand immer die Zeitung. Die verlangte Leitartikel und weigerte sich, viel Scherenarbeit anzunehmen, die wollte alle Wochen ein gut Stück Geist — und damit nicht zufrieden, verlangte der Kujon allwöchentlich zwei Titelgedichte. Was Wunders, daß sich der Dichter oft genug die Zeit dazu erstehlen mußte. Wie manches wurde nicht im Eisenbahncoupe, mitten zwischen rauchenden Bürgern und tratschenden Marktfrauen geschrieben, für wie manches im Ratsaal die Zeit erstehlen! Da mußten auch die unpolitischen Gedichte unter dieser ewigen Heze und Unrat leiden. Und nach und nach wurde das Verderben auch fühlbar. Er, der einst stolz das Hochdeutsch abgelehnt hatte:

„Hochdütsch isch de Müüs pfiss“,

der ein trozig Lobslied auf seine Muttersprache sang:

Neses härnig Bärnerdütsch,
Nei, das löh mer nid, him Tuusig,
Schwobedütsch und Nassaudütsch,
Ich de doch e wüsti Müusig, usw.

der ließ nun in den letzten Jahren das Berndeutsch immer mehr zur Seite und griff zum „Schwobedütsch“ und „Nassaudütsch“. Für seine Dialekt-dichtungen sind seine ersten Gedichtbändchen, die von 1884—1892, am ergiebigsten; später wird es immer schlimmer. Fühlte er, der nahezu 2500 Gedichte geschrieben hat, daß ihn die Zeitungssprache nach und nach verderbe? In den letzten Bändchen stehen Naturbildchen — schriftdeutsch geschrieben; 1886 schreibt er das Schaffscheid-Lied in Guggisbergerdialett, zwanzig Jahre später schrieb er „Schaffscheidgedanken“ — schriftdeutsch.

„Bärndütsch, das het Trieb u Chraft,“ rief er 1902; als fünf Jahre später seine tiefgeliebte Frau starb, entstand ein erschütterndes Trauerlied — schriftdeutsch.

Trotz all dieser Mängel: aus der berndeutschen Literatur ist Ulrich Dürrenmatt nicht wegzudenken. Hat der Schalk im politischen Leben stets verneint, als Dichter hat er bejaht. Der Politiker bleibt nicht; der Dichter wird bestehen bleiben. Man würde ihm einen großen Gefallentun, wenn man die zwanzig, dreißig vollwertigen Gedichte, die er geschrieben hat, aus den Hunderten anderer, die sie heute verdecken, herausgreifen und besonders herausgeben wollte. Es sind nun bald zehn Jahre her, da er starb; da ist es Zeit, den politischen Dichter zu vergessen und den Volksdichter auf den Ehrenplatz zu setzen. Das Guggisbergerländchen vollends hat in ihm seinen eigentlichen Dichter gefunden; neben das Breneli-Lied gehört ganz sicher auch das Schaffscheid-Lied. E. R.

Die Bernerbauern im Kanton Luzern.

Notizen über Entstehung und jüngste Entwicklung der Kolonie.

Von A. Ganthauser.

In den luzernischen Grenzbezirken hat sich im Laufe der letzten vierzig Jahre eine nach Tausenden zählende bernische Bauernbevölkerung angesiedelt, die namentlich in kirchlicher Beziehung, vielfach auch in Sitte, Arbeitsweise, teilweise in heimischer Sprache eine Ausnahmestellung bewahrt hat und zum Studium der bernischen — besser gesagt emmentalschen — Eigenheit wertvolle Merkmale bietet. Veranlassung und Möglichkeit der Einwanderung, Wechselwirkung und gegenseitige Assimilierung der Einheimischen und Ankommenden können Vergleiche über tätige Kraft und Kulturstand beider Bevölkerungen liefern oder auch drohende Schäden und Schwächen aufdecken. Vielleicht kommt auch ein Beweis der Nichtigkeit nationaler und staatlicher Grenzschranken trotz jahrhundertelanger Abschließung heraus, indem sich alle oberflächlichen Verschiedenheiten beider Teile als unweesentlich, teilweise künstlich erweisen, und dort, wo sie „historisch geworden“ sind, eben die Möglichkeit „historischen Gleichwertens“ aufweisen.

Die luzernisch-bernische Kantonsgrenze vom Brienzergrat bis St. Urban ist auf der ganzen Länge auch Sprachgrenze. In Huttwil geht der Bauer „gäng no nid hei“. In Hüswil, kaum zwei Stunden ostwärts, „eister no nid!“ Und fragt man in Gondiswil mit richtigem bernländischem Doppelton mit sinkendem zweiten Teil und offenem O Sö? hört man jenseits der Grenze im singenden Gleichschwebeton mit geschlossenem O Sö? Unterschieden sind aber nicht zwei, vielmehr vier Teile. Denn eine weitere Grenze verläuft von Wohlhausen über den Napf bis zum Ramisberg an der Emme. Nördlich der Napfslinie sagt der Berner: Gäng! Südlich „Geng“, wo nicht stadt-bernischer Einfluß das Gäng gebracht hat. Nördlich spricht man von „Bei“. Südlich von „Scheiche“. Der Unterschied zwischen Entlibucher und Luzernergäuer ist am besten in der Scherfrage niedergelegt, wer von den beiden früher Tag habe. Antwort: Der Entlibucher. Denn er sagt: „Es täget, es täget!“ Während der Gäuer in der gleichen Zeit herausmürdet: „Es fahrt afoh taage!“ Es ergibt sich, daß die bernische und die Gäubevölkerung mit ihrem langsamem Temperament allgemein den leichtbeweglichen Entlibuchern gegenüberstehen.

Eine natürliche Sprachgrenze besteht nun allerdings, indem die langgestreckten nördlichen Napfausläufer bis in die Gegend von Huttwil, die südlichen bis zur Iffis, wo sie an den Riegel der Rämisgummenhöhe anschließen, zweifellos die größte Sperrscheide im ganzen mittelländischen Gebiet beider Kantone darstellen. Da aber durch die offene Entlibucherforte und die Lücke von Huttwil, sowie über die zahlreichen Übergänge der waldigen Grenzhöhen von

jeher ein lebhafter Verkehr stattfand, der namentlich im Napfgebiet zu einheitlich interkantonalem Sennerverkehr führte, so ist die Sprachgrenze nicht allein aus dem natürlichen Sperrkamm zu erklären. Vielmehr muß der Hauptgrund in der Wirkung politischer Verhältnisse gesucht werden. Wenn wir hören, daß im Jahr 1386 Willisau einer Bernburgerin, der Gräfin von Valangin, gehörte, wenn wir 1375 noch den im Bantigergebiet heimischen und begüterten Peter von Thorberg als Vogt der österreichischen Entlibucher finden, zwei Beispiele aus zahllosen andern, so läßt sich erkennen, wie die Machtspären beider Stadtrepubliken nach ihrer innewohnenden Expansionskraft wuchsen, bis ihre Leiber aneinander stießen, nicht an natürlichen Wachstumsgrenzen, sondern dort, wo ihnen der andere Halt gebot. Zweifellos ließen sich so viele sogenannte natürliche Grenzen herausfinden, als es Wasserläufe und Berglämme gibt, wenn sie nur irgendwie verkehrs- oder volkscheidend sind. Wenn die Kantonsgrenzen heute so und nicht anders liegen, so ist ihr Zusammenfallen mit den Grenzhöhen aus dem Kräfteverhältnis der zwei Republiken, das freilich auch durch die verkehrszentrische Lage der heutigen Hauptstädte für ihre Gebiete mitbedingt war, zu erklären, nicht aber aus ethnographischen Gründen, so daß eine jede Stadt die ihr verwandten Bevölkerungen an sich geschlossen hätte. Die Städte schufen sich durch ihre ökonomische, politische, sprachliche, kirchliche Einwirkung diese verwandten Landbevölkerungen erst im Lauf ihrer Herrschaft. Im gleichen Grade, wie dieser Anschluß an die Stadt wuchs, bildeten sich die Sprachgrenzen und alle kantonalen Eigenheiten. Daß beide Bevölkerungen durchaus eins sind und erst durch städtischen Einfluß zwei wurden, geht nicht nur aus einer Reihe gleichlautender Flur- und Ortsnamen, sondern auch aus einer Anzahl in beiden Kantonen vorkommenden Geschlechtern hervor. Einer Ralchteren in der Gemeinde Rüegsau entspricht die Ralcharen bei Menznau, einer Dreien in Heimiswil „das Dreien“ ebenfalls in Menznau; Namen wie Adelboden, Langnau, Buchen, Höh, Höch oder Höhe wiederholen sich in beiden Gebieten mehrmals. An Familiennamen, Müller, Meier und andere gemeindeutsche Berufstitel ausgeschlossen, sind unter andern beidkantig: Egli, Bieri, Krähenbühl (luzernisch Krejenbühl), Sommer und Derendingen.

Soviel einleitend über die grundsätzlichen Vergleichspunkte beider Gebiete. Es ergibt sich allgemein, daß der größte Unterschied in der kirchlichen Zugehörigkeit, ein geringer in Sprache und Sitte, daneben verschiedene rein durch Politik und Gesetzgebung der Vergangenheit gewordene, nur oberflächlich haftende. Die Gleichheit beider dagegen ist augenfällig in Allem, was den Volkscharakter wirklich angeht. Es fragt sich nun, warum eine bernische Bauerneinwanderung nach Luzern, und nicht umgekehrt, stattfand, warum das Gerede von der bäuerlichen Bestimmung des Berners und der Landlust des Luzerners entstehen konnte, wieso der Aufschwung der luzernischen Landwirtschaft mit der bernischen Einwanderung zusammenfällt, welche Rolle die Einwanderung in der Gegenwart spielt und welche Zukunft ihr beschieden ist.

Untersucht man die Familiennamen und Heimatorte der ankommenden Berner, so dominieren die Truber, Schangnauer, Langnauer, Sumiswalder, Eggiwiler, Eriswiler und Huttwiler. Da sind die Ramseier, Fankhauser, Gerber, Habegger, Wüthrich, Dreier, Stettler, Salzmann, Minder, Loosli, Bieri, Scheidegger und andere. Daneben kommen Kupferschmied und Roth vom Buchholterberg, Träufsel vom Simmental oder Riggisberg, vielleicht ein versprengter Guggisberger vor. Die Hauptmasse aber kommt aus den genannten Grenzgemeinden. Eine Statistik existiert nicht, man ist auf eigene Beobachtungen, vielleicht Aufzeichnungen eines interessierten Diasporapfarrers oder Lehrers und auf die ungefähre Abschätzung nach den in den Volkszählungstabellen angegebenen Zahlen der luzernischen Protestanten angewiesen. Die geringe Zahl von Städtern,

Beamten und etwa aargauischen Grenzbewohnern abgezählt, bleiben schätzungsweise immerhin wenigstens 8000 Bernerbauern.

Richtet man ein Auge auf die Bewegung der emmentalischen Bergbevölkerung, so wird man inne, daß die Auswanderer durchaus nicht nur die luzernischen Gemeinden aufsuchten, sondern die Gegenden der einträglichen Landwirtschaft in der deutschen Schweiz überhaupt, in hohem Maße, mehr noch als den Kanton Luzern, die Amtsbezirke des bernischen Mittellandes. Wollte man die Vorbergler in den Aemtern Fraubrunnen, Bern-Land, Unterburgdorf, Wangen und Laupen zählen — im letzten bezw. die Guggisberger —, man käme auf eine ordentlich höhere Ziffer als in den luzernischen Ansiedlungsgebieten. Ein Blick in Schulrodel, Steuerregister, Kirchhöfe zeigt, daß die Emmentaler überall vertreten sind. Gewöhnlich macht sich die Bewegung so: Dekonomisch nicht allzu schwache, aber zähholzige junge Bauern verlassen ihre Heimat, die nicht Raum genug zum Leben bietet, kaufen einem Landmüden, oder kinderlosen, oder verschuldeten Unterlandsbauern das schöne Gut ab, verbessern, was zu verbessern ist und versuchen, das Ziel aller Bauern zu erreichen — erst den Schulden zu entrinnen und wenn möglich schon selbst reich zu werden, oder doch dem Sohne die Wege dazu zu ebnen. Auf diese Weise geht die eingessene Bevölkerung teilweise zum Proletariat ab, teilweise zum Beamtentum und zu den geistigen Berufen, während die obren Bezirke unmittelbar wenig Material zu diesen landflüchtigen Klassen liefern. Nach einer Generation gehen die unglücklichen oder schwachen oder besonders intelligenten Elemente der Einwanderer ebenfalls diesen Weg der Eingesessenen. (Schluß folgt.)

Der Ritter von Aegerten.¹⁾

Im Schloß zu Aegerten der Turmwart rief:
„Herr Ritter, aufgepaßt!“ — Der aber schief.
Er rüttelt ihn: „Hallo! Kom Steg herauf!
Ein sonderlicher Schwarm und Kriegerhauf!“
Der Ritter dehnt sich: „Läß ihn, guter Mann,
Weil der dem Schlösslein nichts mehr schaden kann!
Kein Huf im Stall und Fuß und Scheuer leer.
Ich würde nicht, was da zu holen wär.“
Die Ritter reiten grüßend durch das Tor,
Den Schild gesenkt, und einer tritt hervor:
„Wir sind am Ziel. Ernattet Hand und Fuß.
Dem Herrn zu Aegerten vielschönen Gruß!“
Der aber fragt: „Woher?“ — Und jener drauf
Schwingt Böhmens Banner in die Luft hinauf.
„Sankt Georg! Was? Ihr seid vom Böhmerwald?“
„Das macht, weil Euer Ruf so weit erschallt!
Uns liegt der Türk im Land mit blutiger Tat.
Der König ruft. Seid Feldherr ihm und Rat!“
Da lacht der Ritter: „Reicht die Rechte mir!
Vom Pferde jetzt! Und — morgen reiten wir!“
Doch als sich andern Tags, behelmt, beringt,
Die lecke Böhmenchar zu Ross schwingt,
Da sitzt der Ritter rittlings überm Tor,
In voller Wehr, und donnert laut hervor:
„Nach Böhmen — auf!“ Und stößt ins Büffelhorn
Und zuckt ins Mäuerlein den blanken Sporn.
Er pantscht und treibt, er peitscht und fuchtelt schwer.
Als ob das Mäuerlein sein Schlachetroß wär.
Die Böhmen rätseln. — Blödig einer schreit:
„Herr Ritter, Eurem Gaul gehts zu weit!
Nehmt meinen hier!“ — Die Antwort kam sogleich:
Ein Sprung vom Wall und „Dank, Herr Ritter, Euch!“ —
Sie zogen aus. Hell klang der hörner Ton,
Und kurz danach, da stob der Türk davon.

Hans Wagner.

¹⁾ Nach der Sage aus Justingers „Berner Chronik“. Vergleiche in Nummer 39 der „Berner Woche“ den Aufsatz „Heimatkunde“.